

COLIN MORGAN

**DIE
BALLADE
VON
RONAN
McCOY**

Roman

Aus dem Englischen
von Frauke Czwikla

DROEMER 

Die englische Originalausgabe erschien 2026
unter dem Titel *The Ballad of Ronan McCoy* bei HQ,
an imprint of HarperCollins Publishers Ltd., London.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer-knaur.de**

1. Auflage Oktober 2026

Deutsche Erstausgabe Oktober 2026

© 2026 Colin Morgan

© 2026 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG

Landsberger Straße 346, 80687 München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Redaktion: Dagmar Weindl

Covergestaltung: Sabine Schröder

Coverabbildung: Sabine Schröder unter Verwendung von
Illustrationen von Shutterstock.com und Shutterstock AI Generator

Satz und Layout: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-56641-1

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@droemer-knaur.de

Für meinen engsten Kreis

Ich sehe den Tod fast jeden Tag. Mr Feeney sagte immer, der Winter wäre die schlimmste Zeit, er sagte, dass dann die meisten Leute sterben. Meine Granny starb im Januar, sie war zweiundneunzig.

Junge Leute auch.

»Junge Burschen«, seufzte Mr Feeney eines eisigen Morgens, während er einen Leichensack auf einer Trage an mir vorbeischoob, »junge Burschen im Winter.«

Da war dieser junge Mann, der am anderen Ende unserer Siedlung wohnte. An einem Novembertag fand man seine Leiche in einem See. Selbstmord. Aber jemand, ich weiß nicht mehr, wer, meinte, es wäre vielleicht kein Selbstmord gewesen. Manchmal wünsche ich mir, wir würden einfach die Wahrheit über Dinge wissen, und dass die Leute ehrlicher wären. Ich glaube, es ist wichtig, ehrlich zu sein, ohne sich Gedanken machen zu müssen, ob Leute einen anlügen oder nicht. Ich glaube, wenn man andauernd alle belügt, ist es fast, als würde man versuchen, eine Menge verschiedener Leute mit einer Menge unterschiedlicher Leben zu sein.

Ich glaube, das zählt nicht als Lügen, aber ich habe mir immer Ausreden ausgedacht, warum ich am Wochenende nichts mit Freunden unternehmen konnte, weil ich sie nicht wissen lassen wollte, dass ich bei einem Bestattungsunternehmen arbeitete. Es dauerte nicht lang, bis sie mich nicht mehr einluden, und dann hatte ich keine Freunde mehr, bis auf einen: Ronan.

Ronan und ich sahen uns immer nur in der Schule, ich weiß nicht, warum, wir waren einfach so, aber das ändert nichts an der Tatsache, dass er mein absolut bester Freund war. Es war August, und ich hatte ihn seit Juni nicht mehr gesehen, seit dem Beginn der Sommerferien. Ich würde ihn erst im September wieder treffen.

Eines Samstagnachmittags, als ich im Hof die Windschutzscheibe eines Leichenwagens putzte, musste ich an ihn denken, weil im Radio ein Song lief, den Ronan ständig sang, *Drops of Jupiter*, und ich lächelte.

Das Lächeln fiel mir schlagartig aus dem Gesicht, weil Kevin Sherry, ein Junge aus meiner Schule, im Hof stand und mich anstarrte. Wir waren nicht befreundet, aber auch nicht direkt Feinde. Ich glaube, er fand mich einfach seltsam. Doch als er mich an diesem Samstagnachmittag auf dem Fahrersitz eines Leichenwagens vor Feeney's Bestattungsinstitut sah, muss er mich für durchgeknallt gehalten haben. Ich hatte ihn noch nie so erlebt, in der Schule war er normalerweise selbstbewusst und großspurig, stets umringt von seinen Fußballfreunden und in der Regel mit seiner Freundin Leanne an der Hand. Ich hatte ihn nie zuvor traurig gesehen. Er schien so klein. Er sah aus wie die meisten Leute, wenn sie zum Bestatter gehen, aber als er mich erkannte, verwandelte sich sein Gesichtsausdruck in eine Mischung aus Verwirrung und Zorn; ich war ein Junge aus seiner Schule, der umgeben von sich bräunlich verfärbenden Blütenblättern auf dem Fahrersitz eines Leichenwagens hockte, meine Hand mit dem Putzlappen auf der Scheibe erstarrt, während im Radio weiter Ronans Lieblingssong lief.

Wir sahen uns in die Augen.

Dass ich am Wochenende und in den Ferien bei Feeney's arbeitete, war mein Geheimnis. Ich wollte nicht, dass jemand an der Schule davon erfuhr. Ich wollte niemanden abschrecken oder dass sie mich für noch seltsamer hielten als ohnehin schon. Weil ich so viel Zeit in der Nähe des Todes verbrachte, würden sie glauben, dass meine Gegenwart sie irgendwie auch mit dem Tod in Berührung brachte, obwohl ich nie mit Beerdigungen oder Leichen zu tun hatte, sondern nur die Autos wusch.

Kevins Granda war an diesem Morgen gestorben, und ich glaube, das Letzte, was Kevin wollte, war, dass jemand von der Schule ihn so sah, wie kein Schüler ihn je zuvor gesehen hatte. An diesem

Nachmittag war er nicht der Kapitän der Schulmannschaft; er war verängstigt, wie er so mit seiner Mum dort stand, sie in Tränen aufgelöst hinter ihm, die Hand auf seiner Schulter. Vielleicht hatte er auch geweint. Ich hockte auf dem Fahrersitz und musterte ihn durch die Windschutzscheibe des Leichenwagens, in dem sein Großvater seine letzte Reise antreten würde. Er sagte nichts zu mir. Er schüttelte nur abrupt den Kopf, als wollte er mich warnen, auch nur ein Wort von mir zu geben, den Mund zu halten, eine stillschweigende Übereinkunft, dass ich ihn nie gesehen hatte, er niemals dort gewesen war. Seine Mutter blickte mir kurz in die Augen und nahm dann Kevins Arm; er stieß ihre Hand mit dem Ellbogen weg, und sie wich zurück. Kevin warf mir einen letzten zornigen Blick zu, ehe er sich umdrehte und zum Eingang des Bestattungsunternehmens marschierte, wo die Vereinbarungen mit Mr Fee-ney getroffen werden würden. Seine Mutter folgte ihm langsam.

Ich blieb noch eine Weile sitzen. Meine Hand, noch immer an der Scheibe, fiel herunter und landete in meinem Schoß. Die Art, wie Kevin mich angesehen hatte, verwirrte mich. Selbst wenn ich jemand war, mit dem er in der Schule kaum redete, und selbst wenn ich die letzte Person war, die er an diesem Tag zu sehen *erwartet* hatte, war es traurig, dass ich zu der letzten Person wurde, die er seit diesem Tag sehen *wollte*. Es war traurig, weil ich diesen Leichenwagen zwei Tage nach dieser Begegnung mit Kevin für die Beerdigung seines Grandas auf Hochglanz poliert hatte.

Der gefrorene Boden im Winter bedeutet für die Totengräber harte Arbeit. Meine Granny starb im kältesten Januar seit ewigen Zeiten. Nach der Beerdigung gab meine Mum den Totengräbern zwanzig Pfund für ihre Mühen.

Auch ich war froh, dass Sommer war, denn wenn ich die Leichenwagen im Winter wasche, lässt die eisige Luft die Haut auf meinen Knöcheln in dünnen roten Rissen aufspringen, aus denen manchmal Blut tropft. Im Winter sahen meine Hände immer aus wie die von alten Leuten. Aber nach drei Wintern Arbeit bei Fee-ney's Bestattungsinstitut war ich daran gewöhnt.

Beim Abendessen fiel dann der Blick meiner Mum auf meine Hände und die kleinen roten Flecken getrocknetes Blut auf meinen Knöcheln, und sie befahl mir, am Tisch sitzen zu bleiben, und rieb mir die Hände mit Vaseline ein, während mein Vater den Abwasch machte. Abends kurz vor dem Einschlafen tat sie dasselbe und setzte sich dabei auf meine Bettkante. Aber inzwischen machte sie das schon länger nicht mehr.

Denn nach Grannys Tod schien Mum sich in eine eigene Welt zurückzuziehen. Sie fing nur zwei Wochen nach der Beerdigung wieder an, im Pflegeheim zu arbeiten, und meldete sich für die Nachtschichten, was bedeutete, dass sie tagsüber im Extrabett oben auf dem Dachboden schlief. Wenn sie früher Nachtschichten übernommen hatte, war sie gewöhnlich gegen Mittag aufgewacht und hatte den Nachmittag mit Dad und mir verbracht. Nach Grannys Tod schlief sie bis neunzehn Uhr durch, sodass nur noch eine Stunde blieb, bis sie zum Dienst musste. Selbst an ihren freien Tagen verbrachte sie die meiste Zeit oben unter dem Dach. Ich glaube, sie schlief dann ebenfalls, denn mein Schlafzimmer liegt direkt darunter, und ich hörte nie auch nur die leiseste Bewegung, wenn ich angestrengt lauschend ratlos auf meinem Bett saß. Sie war wie

ein Gespenst in unserem Haus, das ich selten sah und vor dem ich mich bei den wenigen Gelegenheiten ein bisschen fürchtete. Jener Januar war so kalt, und ich brauchte Mum, die sich um meine Hände kümmerte, mehr denn je, aber sie aß nicht mehr mit uns zu Abend und sagte mir nicht mehr gute Nacht. Ich war froh, als es Sommer wurde, weil ich mir dann keine Sorgen mehr machen musste, dass meine Hände aufsprangen, und niemanden brauchte, der sich darum kümmerte.

Ich interessiere mich eigentlich nicht für Autos, nicht so wie Jonathan, mein alter Freund aus der Grundschule; in seinem Schlafzimmer standen Hunderte von Spielzeugautos. Aber ich liebte es, sie zu putzen. Alles begann mit Dads weißem Toyota Carina. Ich reinigte ihn das ganze Jahr über jede Woche innen und außen, manchmal sogar zweimal die Woche. Seine Arbeitskollegen fragten Dad, woher er die Zeit nahm, sein Auto so intensiv zu pflegen, und Dad erzählte ihnen, dass ich dafür zuständig war. Und so dauerte es nicht lange, bis diese Kollegen sich erkundigten, ob ich auch ihre Autos übernehmen könnte.

Je mehr Wagen ich betreute, desto weiter sprach sich das in der Stadt herum, bis Gerry Feeney, der Bestattungsunternehmer, von mir hörte. Er hatte zwei Leichenwagen, zwei Limousinen für die Trauergäste, seinen privaten BMW, den Kombi seiner Frau, und dazu kam noch die Wagenflotte seines Bruders Matty, sechs Kleinbusse, die bis zu acht Leute auf installierten Sitzen oder vier Rollstühle bei entfernten Sitzen befördern konnten. Unter der Woche übernahmen Matty und seine Fahrer Schultransporte für Kinder mit Behinderung, aber am Wochenende nutzte er die Kleinbusse, um Partygänger herumzufahren. Als Mr Feeney mir den Job anbot und sagte, er würde mich auf Trab halten, war das kein Scherz. Mit dem Fahrrad dauerte es nur eine Viertelstunde von meinem Zuhause zum Bestattungsinstitut. Ich radelte bei jedem Wetter hinüber, um so viele Fahrzeuge zu reinigen, wie ich konnte.

An jedem Tag, den ich dort war, traf in der ein oder anderen Gestalt der Tod ein: Eine Leiche in einem Sack auf dem Weg zur

Leichenhalle auf der Rückseite des Bestattungsinstituts, um dort einbalsamiert zu werden, eine Familie, um einen Sarg auszusuchen, oder am Tag einer Beerdigung die Trauernden, die sich im Aufbahrungsraum sammelten, um sich von dem Verstorbenen zu verabschieden, ehe der Sarg in den Leichenwagen geladen wurde, den ich gerade gereinigt hatte.

Ich hatte nie irgendetwas mit den eigentlichen Beerdigungen zu tun, deshalb dachte ich nicht großartig über den Tod nach, außer vielleicht manchmal, wenn ich meine »wilden Momente« hatte. So nannte ich sie, und ich weiß nicht, ob andere auch so etwas erleben, aber ich ging zu Hause, in der Schule oder im Bestattungsinstitut meinem Alltag nach, und alles war völlig normal, bis mich Gedanken überfielen. Sie stürmten auf mich ein. Ich weiß nicht mal, was das im Einzelnen für Gedanken waren. Wenn man mich jetzt fragte, könnte ich es nicht erklären. Ich weiß nur, wie sie sich anfühlten. Sie flossen unter mir entlang wie eine kalte Strömung im warmen Meer. Als wäre mein Rückgrat ein langer Eiszapfen, aber mein Brustkorb ein Hochofen. Die Gedanken raubten mir jede Hoffnung und machten mir ein paar Atemzüge lang Angst, bis sie verblassten und verschwanden und ich sie nicht zurückrufen konnte, selbst wenn ich gewollt hätte. Ich hatte keine Kontrolle über diese »wilden Momente«. Sie passierten nicht besonders oft, aber in jenem Sommer traten sie immer häufiger auf.

Ein paar Meilen entfernt von meinem Zuhause gab es ein Gerstenfeld. Ich war nie dort gewesen, hatte nur davon gehört, aber während der Sommer endete, sah ich es immer wieder in meinen Träumen.

3

September, die Pforte zum Herbst.
In dem Mr Feeney sein Sarglager für die kommenden arbeitsreichen Monate aufstockte.

Und außerdem die Zeit, in der ich eine umgekehrte Metamorphose durchlief. Ich war den ganzen Sommer mein eigener Chef im Hof von Feeney's Bestattungsinstitut, bis ich Ende August zu spüren begann, wie ich mich einigelte. Das neue Schuljahr würde in Kürze beginnen, und das bedeutete Uniformen, geordnete Reihen, Regeln, Stundenpläne, Hausaufgaben. In den ersten Wochen nach Schulbeginn fühlte ich mich immer unbehaglich, als müsste sich mein freies Sommer-Ich eine dickere Haut zulegen. Ich brauchte diese dickere Haut in jenem Jahr dringender als je zuvor. Es war das fünfte und letzte mit den Abschlussprüfungen, an dessen Ende das große Unbekannte wartete, nachdem wir die Schule für immer verlassen hätten und auf uns selbst gestellt sein würden. Aber vermutlich würde es gar nicht so anders sein, denn selbst in der Schule, umgeben von hundert anderen, fühlte ich mich stets einsam.

Außer meinem besten Freund Ronan hatte ich nie jemandem von dieser Einsamkeit erzählt. Zu ihm war ich immer ehrlich, weshalb er vieles über mich wusste, von dem niemand anderes eine Ahnung hatte. Er war der Einzige an der Schule, der wusste, dass ich für Feeney's Bestattungsinstitut arbeitete, und er erzählte es nie weiter. Ronan und ich waren seit dem ersten Jahr in derselben Klasse gewesen. Mrs O'Neill war unsere Klassenlehrerin, ihr Hauptfach war Religion. Ich mochte sie lieber als die anderen Lehrer an unserer Schule. Ich meine nicht so, wie die meisten Jungs die Musiklehrerin Ms Hackett mochten – die Jungs erzählten alles Mögliche über sie und ihre Brüste. Ich meine, ich mochte Mrs O'Neill, weil sie ein richtig netter Mensch war, so wie eine dieser Figuren in den Romanen von Roald Dahl, von denen man sich wünschte, man

hätte sie im wirklichen Leben als Lehrer, und ich wusste sofort, als ich sie am ersten Schultag sah, dass ich Glück hatte und Mrs O'Neill eine von diesen Lehrerinnen war.

Mit Ronan war es so ähnlich. An diesem ersten Tag in der weiterführenden Schule wurden Ronan und ich nebeneinander an einen Doppeltisch in der ersten Reihe gesetzt. Wir hatten noch nicht einmal »Hallo« gesagt, als Ms Toner, unsere Jahrgangsleiterin, auch schon mit ihrer »Willkommen an eurer neuen Schule«-Rede begann.

»Liebe Jungs und Mädchen«, dröhnte sie (sie war außerdem die Leiterin des Fachbereichs Englisch und schien im Gegensatz zu uns den Klang ihrer Stimme zu genießen), »willkommen an eurer neuen Schule. Ich bin sicher, dass ihr viele Fragen habt, aber gegen Ende haben wir Zeit dafür vorgesehen, deshalb spart euch eure Fragen bis dahin auf. In Ordnung?«

»Ja, Ms Toner«, leierten wir.

In diesem Moment begann meine Nase zu bluten. Das passierte mir ziemlich oft, ohne besonderen Anlass. Ich hob die Hand.

»Was habe ich gerade gesagt?«, fragte Ms Toner, ohne den Blick vom Horizont zu wenden, sodass sie meine Hand nur am Rand, mein blutiges Gesicht überhaupt nicht wahrnahm. »Fragen erst am Ende. Nimm die Hand herunter.«

Ich nahm die Hand herunter und fasste mir an die Nase. Das Blut begann durch meine Finger auf mein neues weißes Hemd zu rinnen.

Ich hob erneut die Hand.

»Ich sagte, die Hände bitte runter, bis ich fertig bin«, fauchte sie, wieder ohne mich anzuschauen.

Ich nahm die Hand herunter.

Meine Nase blutete echt heftig. Ronan, damals noch ein Fremder für mich, drehte sich zu mir und sah mich zum ersten Mal richtig an. Ohne eine Sekunde zu zögern, unterbrach er Ms Toner mitten im Satz.

»Miss! Seine Nase blutet!«

Sie schaute herüber. Und sah es endlich.

»Meine Güte, wie fühlst du dich? Wie heißt du?«

»Brendan.«

»Und du?«

»Ronan. Ronan McCoy.«

»In Ordnung, bring ihn zur Schulschwester, das ist neben dem Eingang, durch den ihr heute Morgen hereingekommen seid. Weißt du, wie du dort hinkommst?«

»Ja, Miss«, sagte Ronan, und wir standen auf und gingen. Ronan lief voran und hielt mir und meinem tropfenden Gesicht die Tür auf.

Draußen im Flur erzählte ich Ronan, dass ich nicht zur Schwester müsste, weil ich ganz oft Nasenbluten hatte, nur bisher halt nicht in der Schule. Ich schlug vor, einfach Klopapier aus den Toiletten zu holen und zu warten, bis es aufhörte.

In der Toilette pinkelte Ronan, während ich mit in den Nacken gelegtem Kopf vor dem Spiegel stand, blutdurchtränkte Röllchen aus Toilettenpapier in die Nase gestopft.

»Wie oft passiert das denn?« Ronan stand vor dem Urinal und sah über die Schulter zu mir herüber. Ich stand vor dem Waschbecken und erwiderte seinen Blick im Spiegel.

»Ziemlich oft. Meistens im Schlaf, dann klebt beim Aufwachen mein Gesicht am vollgebluteten Kissen.«

»Ha! Was für eine unheimliche Sauerei.«

»Ha, ich weiß«, sagte ich, weil ich es auch unheimlich fand.

Ronan zog den Reißverschluss hoch und gesellte sich zu mir ans Waschbecken.

»Ich bin übrigens Ronan, offiziell und so.« Er schien mir die Hand geben zu wollen, drehte dann aber den Hahn auf, hielt eine Hand für zwei Sekunden unter das kalte Wasser, schnappte sich ein grünes Papiertuch aus dem Halter, knüllte es einhändig zu einer feuchten Kugel zusammen, warf sie hoch und kickte sie mit dem Fuß in Richtung Abfallkorb; sie verfehlte ihn nur um einen Zentimeter.

»Oh, knapp!«, sagte ich.

Dann streckte er mir wieder die Hand entgegen, aber ich hielt nur meine blutige hoch. Ihm war das egal, er zuckte die Achseln und ergriff sie trotzdem.

»Spielst du Fußball?«, fragte ich ihn.

»Klar, ich liebe Fußball. Was ist deine Lieblingsmannschaft?«

»Man U.«

Aber ich war gar kein Fan von Manchester United, ich mochte Fußball nicht mal. Ich hatte nur Man U gesagt, weil wir in der Grundschule einen Ausflug nach Manchester gemacht und ein Fußballspiel im Old Trafford besucht hatten, ich glaube, es war Manchester United gegen Newcastle. Alle Jungs aus meiner Klasse trugen Fanschals von Manchester United, und ich hatte mir in dem Jahr einen zu Weihnachten gewünscht, um wie die anderen zu sein. Ich hatte ihn immer noch und trug ihn gelegentlich, weil ich mir damit wie andere Jungs in meinem Alter vorkam, obwohl ich mich überhaupt nicht wie einer von ihnen fühlte.

»Echt? Meine ist Liverpool«, sagte er. Er sah mich an, als wäre er nicht sicher, ob er mir trauen könnte angesichts meiner Lüge, welche Fußballmannschaft ich unterstützte.

Ich kontrollierte meine Nase im Spiegel. Sie hatte aufgehört zu bluten, außen hatten sich Krusten gebildet, und Blutklümpchen verstopften die Nasenlöcher. Ich schnaubte sie aus.

»Hat es aufgehört?«, fragte Ronan, der sich vorgebeugt hatte und nach oben in meine Nasenlöcher starrte. Es war, als rief er in eine Höhle und wartete auf ein Echo.

»Hat es«, sagte ich mit einem Blick zu ihm nach unten.

Ich hätte am liebsten gesagt: »Aber vielleicht sollten wir noch ein bisschen hierbleiben, um ganz sicher zu gehen«, weil es irgendwie aufregend ist, nicht in der Klasse zu sein, wenn alle anderen Unterricht haben. Vielleicht liegt es daran, dass die normalerweise überfüllten Flure sich in lange leere Rollbahnen verwandeln, die nur während des laufenden Unterrichts existieren. Mit dem Pausenhof war es dasselbe; zu einem Zeitpunkt wie diesem hätten

Ronan und ich uns mitten draufstellen und uns vorstellen können, die Zeit wäre stehen geblieben. In diesem Moment verspürte ich das erste Mal in meinem Leben eine Art Mut, und ich wollte etwas damit anstellen, und zwar zusammen mit Ronan. Stattdessen sagte ich: »Komm, gehen wir zurück, ehe Ms Toner auffällt, wie lange wir schon weg sind.«

»Ziemlich unwahrscheinlich, sie hat ja nicht mal das Blut bemerkt, das dir aus der Nase gelaufen ist«, erwiderte er, und hysterisch kichernd machten wir uns auf den Weg zurück zum Klassenzimmer.

Schwer vorstellbar, dass das bereits vier Jahre her war. Ich stand vor dem Haupteingang und wartete ungeduldig auf Ronan. Jeder Morgen begann so: Ich stand am Tor und wartete darauf, Ronan zu sehen, wie er mit strahlendem Gesicht aus dem Auto seiner Eltern sprang und auf mich zulief. Am ersten Schultag, wenn wir uns wochenlang nicht gesprochen hatten, war ich sogar noch gespannter darauf, ihn zu sehen und alles über seine Erlebnisse im Sommer zu hören. Wenn wir dann gemeinsam lachten, bis mir die Seiten wehtaten, wurde mir bewusst, dass ich schon seit Wochen nicht mehr so gelacht hatte. Mein Tag begann erst, wenn ich Ronan traf.

Ich habe mich immer gefragt, ob andere Menschen auch solche Gefühle haben wie ich, mich aber nicht zu fragen getraut, nicht einmal Ronan. Zusätzlich zu den »wildten Momenten« hatte ich auch ein »dunkles Gefühl«. Ich spürte es tief in meinem Bauch. Es war unmöglich zu ignorieren. Falls andere Leute das auch spürten, konnte ich verstehen, wenn sie es ignorierten – weil es Angst machte, anzuerkennen, dass so etwas existierte.

Als Granny im Januar im Krankenhaus lag, besuchte ich sie oft gemeinsam mit Mum. Eines Abends fiel dichter Schnee, während wir an ihrem Bett saßen. Sie verlor immer wieder das Bewusstsein. In einem klaren Moment schlug sie die Augen auf und versuchte, ihren Nachttisch zu erreichen. Darauf befanden sich eine Wasserkaraffe, ein Plastikbecher, ein Weihnachtsstern, ein Rätselheft, die Januarausgabe des *Reader's Digest*, ihre Uhr, die sie nicht mehr tragen konnte, weil ihr Gelenk zu stark geschwollen war, ihre Brille, die die Schwestern ihr hatten abnehmen müssen, weil die Sauerstoffmaske sonst keinen Platz hatte, und ihr Rosenkranz. Sie schien nach den Kugeln zu greifen.

»Möchtest du deinen Rosenkranz, Granny?«, fragte ich, und sie nickte. Es war der, den sie immer betete, aus rosenfarbenen Holzkugeln, in einem schwarzen Lederbeutel mit der Prägung »Mein Rosenkranz« in abgeblättern goldenen Buchstaben. Als ich ihr den Beutel in die Hand drückte, schob sie ihn mit sanftem Druck zurück in meine. Sie sagte etwas, das man wegen der Sauerstoffmaske nicht verstehen konnte, aber ich wusste, was es war.

»Ich hab dich auch lieb, Granny«, erwiderte ich.

Sie holte hinter ihrer Sauerstoffmaske ein paarmal angestrengt Luft und sammelte genug Kraft, um zu antworten:

»Ich hab euch alle lieb.«

Ich sagte ihr noch mal, dass ich sie lieb hatte; dass alle sie lieb hatten, immer lieb haben würden.

Dann kam das dunkle Gefühl.

»Wir sehen uns morgen, Granny.«

Das Gefühl lauerte, als ich Mum und Granny verließ und den Flur hinunterlief. Es schwoll an, als Dad mich am Empfang traf und wir hinaus in den Schnee gingen und ins Auto stiegen. Wir schwiegen, aber meine letzten Worte an Granny hallten unaufhörlich in meinem Verstand wider. Ich hatte gesagt, wir sähen uns morgen, als ob ich nicht wüsste, dass sie in der Nacht sterben würde. Als ob das dunkle Gefühl nicht in mir lauerte, mich drängte zu bleiben, nicht hinaus in die verschneite Nacht zu laufen und matschige Fußabdrücke zu hinterlassen, die ich nicht ungeschehen machen konnte.

Dennoch tat ich es.

Als kurz nach fünf Uhr morgens das Telefon klingelte, musste man mir nicht sagen, was am anderen Ende gesprochen wurde. Ich wusste, dass Granny gestorben war. Und als Mum am Krankenhausbett, in dem Granny unter dem Laken lag, weinte und Dad fragte, warum wir so lange zum Krankenhaus gebraucht hatten, und sie nach ihrem Anruf stundenlang allein dort warten musste, und als Dad mich ansah, weil er nicht wusste, was er sagen sollte, obwohl er wusste, dass es meine Schuld war, dass wir uns verspätet hatten, schwor ich mir, dieses dunkle Gefühl nie wieder zu ignorieren.

In jenem September, als ich vor der Schule auf Ronan wartete, setzte das dunkle Gefühl ein.

Da Ronan und ich uns nur in der Schule sahen, hatten wir uns nie gegenseitig zu Hause besucht oder die Eltern des jeweils anderen richtig kennengelernt, aber meine Mum und mein Dad meinten, ich würde so viel über ihn reden, dass sie das Gefühl hatten, ihn zu kennen. Ich fragte mich, ob Ronan in der wirklichen Welt außerhalb der Schule wohl irgendwie anders war. Ich sah ihn nur an den zwei uniformfreien Tagen im Schuljahr in seiner Alltagskleidung: normalerweise T-Shirt und Trainingshose mit Streifen an den Seiten und weiße Turnschuhe. Er beschwerte sich dann wie an jedem uniformfreien Tag, dass er sein Liverpool-Trikot nicht tragen durfte, weil die Schule keine Fan-Trikots erlaubte. Ronan sah nicht nur aus wie ein Supersportler, er war es wirklich. Er hatte den Preis für den Sportler des Jahres vier Jahre in Folge gewonnen.

An den Wochenenden spielte Ronan mit Freunden außerhalb der Schule Fußball, und ich arbeitete im Bestattungsinstitut, aber wir telefonierten jeden Samstag- und Sonntagabend stundenlang, bis unsere Eltern uns zwingen aufzulegen. Die Sommerferien waren der längste Zeitraum, in dem wir uns nicht sprachen, weil Ronan und seine Eltern nach Boston fuhren, um mit ihrer dort lebenden Familie Zeit zu verbringen, und erst Ende August zurückkehrten. Deshalb hatten wir uns am ersten Schultag immer jede Menge zu erzählen, um uns gegenseitig auf den neuesten Stand zu bringen. Alles zusammengezählt verbrachten wir vermutlich eine Menge Zeit miteinander – vier Jahre lang sechs Stunden pro Tag, fünf Tage die Woche, knapp zehn Monate im Jahr: Das ergab eine Freundschaft, zumindest *unsere* Freundschaft.

In dieser ganzen Zeit konnte man sich auf eins verlassen: Ronan war immer in der Schule, komme, was wolle. Bei jedem Wetter, egal ob er krank war oder dichter Verkehr auf dem Weg zur Schule herrschte, er war immer dort. Zusätzlich zum Preis für den Sport-

ler des Jahres erhielt er auch vier Jahre in Folge die Auszeichnung für hundert Prozent Anwesenheit, und ich wusste, dass er den Fünf-Jahres-Rekord anstrebte.

Ich fuhr jeden Morgen mit dem Bus zur Schule, und Ronan wurde normalerweise fünf Minuten nach meiner Ankunft von seiner Mum oder seinem Dad abgesetzt. Aber an jenem Septembermorgen in unserem letzten Jahr wartete ich immer noch auf ihn, als die Glocke zur Versammlung läutete und die Schüler links und rechts an mir vorbeiströmten wie an einem Felsen im Fluss. Ronan hatte sich noch nie so verspätet, noch nie die Begrüßungsversammlung verpasst. Ich wollte nicht zusammen mit den anderen hinein, aber Ms Hackett scheuchte mich voran. Ich schaute zurück zur Pforte, doch kein Ronan weit und breit.

In der Turnhalle reiheten wir uns nach Jahrgang auf. Jetzt im fünften Jahr standen wir als Älteste ganz hinten. Ohne meinen besten Freund neben mir kamen mir die Leute aus meinem Jahrgang wie Fremde vor. Auch nach vier Jahren hatte ich das Gefühl, keinen von ihnen zu kennen, und sie kannten mich definitiv nicht.

Kevin Sherry, den ich zuletzt im Sommer in Feeneys Bestattungsinstitut gesehen hatte, stand mit seiner Freundin Leanne ein Stück weiter in der Reihe. Ich konnte ihn laut lachen hören. Als ich mich vorbeugte und die Reihe entlang schaute, fing er meinen Blick auf, seine Miene verfinsterte sich, und er starrte mich genauso an wie in Feeneys Hof. Nur dass er diesmal nicht schwach oder klein wirkte, weil er in der Schule war und wieder sein übertrieben selbstsicheres Auftreten zeigte. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich es verpasst hatte, ihm zu sagen, wie leid mir sein Verlust tat, aber etwas an der Art, wie er mich ansah, sagte mir, dass ich es lieber gar nicht erst versuchte, weil er sonst jedem erzählen würde, dass ich ein Spinner war, der mit Leichen arbeitete, obwohl das nicht stimmte.

Das Stimmengewirr erstarb, als Direktor Pickereen die Bühne vor uns betrat. Er begann zu reden, irgendwas über die Begrüßung der ganzen neuen Gesichter und etwas über die alten, aber ich hörte nicht richtig zu, weil ich die ganze Zeit grübelte, wo

Ronan stecken mochte. Während Direktor Pickereen weiterredete, lief Mrs O'Neill schweigend die Reihe entlang und hakte auf ihrer Anwesenheitsliste all die Gesichter ab, die sie so gut kannte. Sie setzte Häkchen um Häkchen, doch als sie mich erreichte, blieb sie mit einem schwer zu deutenden Blick vor mir stehen, den ich noch nie gesehen hatte, und ich wusste, dass sie nach dem Haken für meine Anwesenheit als Nächstes Ronan als nicht anwesend markieren würde.

Es wurde wieder laut, als nach dem Ende der Versammlung alle durch die Doppeltüren drängten. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und entdeckte Mrs O'Neill an der Seite der Halle vor der Sprossenwand, wo sie sich mit ein paar anderen Lehrern unterhielt. Ich bahnte mir gerade den Weg in ihre Richtung, als mich jemand an der Schulter packte.

»Ganz allein?«, fragte Kevin Sherry, dieses eine Mal ohne Leanne an der Hand. »Niemand zum Quatschen?« Ich verdrehte nur die Augen, als würde ich ihn nicht verstehen, was auch stimmte, weder ihn noch irgendeinen anderen aus meinem Jahrgang, bis auf Ronan. Ich wollte gerade sagen, wie leid mir das Dahinscheiden seines Grandas tat, aber er hinderte mich daran.

»Nicht«, sagte er, seine Faust auf meiner Brust. »Okay? Nicht.« Er starrte mich an, und dann ging er und gesellte sich zu seinen Fußballfreunden, die lachten und sich gegenseitig in den Schwitzkasten nahmen. Cliques wie diese waren mir ein Rätsel. Ich bin nie in einer gewesen, einen guten Freund zu haben, reichte mir, und Ronan ebenfalls, wir brauchten niemand anderen. Aber ich glaube, hätte ich so eine Clique gehabt, hätte ich ihnen genug vertraut, um zu erzählen, dass mein Großvater im Sommer gestorben war, und sie wären so gute Freunde gewesen, dass sie mich unterstützt hätten. Ronan hatte das für mich getan, als meine Granny gestorben war. Doch Kevin wollte eindeutig nicht, dass seine Freunde davon erfuhren. Ich war froh, dass ich keine solchen Freunde hatte. Ich wette, man ist dann noch einsamer, als wenn man gar keine Freunde hat.

Die Menge hatte sich mittlerweile zerstreut, und ich konzentrierte mich wieder auf Mrs O'Neill und lief zu ihr.

»Mrs O'Neill.« Sie drehte sich zu mir um. »Ronan ist nicht da«, sagte ich. Sie entschuldigte sich bei Mr Maxwell und kam ein paar Schritte auf mich zu.

»Nein, Brendan, unglücklicherweise nicht«, sagte sie. Ihre Stimme war von Natur aus freundlich, und an diesem Morgen klang sie sogar noch freundlicher, was mich in Verbindung mit ihren haselnussbraunen Augen in ihrem perfekten ovalen Gesicht etwas entspannte, weil ich mich in ihrer Nähe wohlfühlte.

»Kommt er dann heute später, Miss?«

»Hast du noch gar nicht mit seinen Eltern gesprochen, Brendan?«

»Nein, Miss ... weil ...« Ich war verlegen, weil ich dachte, ich müsste Mrs O'Neill nichts erklären, dachte, sie wüsste alles über mich und Ronan und die Art unserer Freundschaft. Mir sank das Herz, als mir klar wurde, dass sie mich vermutlich doch nicht so gut kannte, wie ich geglaubt hatte. Sie sah mich mitleidig an.

»Ich denke, du solltest lieber zum Unterricht gehen, Brendan.«

Diese Distanziertheit sah ihr gar nicht ähnlich. Ich war zu verwirrt, um weiter nachzufragen, deshalb trottete ich zur ersten Stunde des Jahres, Geschichte bei Mr McGee.

Ich dachte die ganze Stunde an das letzte Mal, dass ich Ronan gesehen hatte; es war Ende Juni, wir verabschiedeten uns in die Sommerferien, und ich wusste, ich würde ihn acht lange Wochen nicht mehr sehen. An diesem letzten Schultag sah ich ihm hinterher, als er zum Auto seiner Mutter rannte; den Rucksack über beide Schultern geschnallt, den Blazer über den Kopf gezogen, die Arme wie Flugzeugflügel ausgestreckt, sah er wie eine Art Superheld in Schülergestalt aus, der seinem Sommer entgegenrannte.

Das nächste Mal sah ich ihn nicht am 1. September, wie ich erwartet hatte, und auch nicht im Oktober. Das nächste Mal sah ich Ronan im November.

»November«, pflegte Mr Feeney zu sagen, »ist der Beginn der Hochsaison.«

6

Eiche.

Eiche ist das beliebteste Holz, sagt Mr Feeney.

Särge baut man aus großen hohen Eichen.

Ich glaube, ich würde Eiche wählen.

Irgendwo dort draußen in der Welt steht ein Baum, und er wächst.

Er wächst für mich.

Ronan konnte richtig Fußball spielen, nicht so gut wie Kevin Sherry, aber definitiv besser als ich. Ich war nicht nur schlecht, ich hatte auch nicht das geringste Interesse, gut zu werden. Ich hasste es, wenn im Sportunterricht Fußball an die Reihe kam; es bedeutete, dass ich die peinliche Spielerauswahl der beiden Teamkapitäne aushalten musste. Kevin war fast immer Kapitän, und mich wählte er nie. Aber als Ronan Kapitän war, nahm er mich als Ersten und steckte mich in die Verteidigung, er meinte, da wäre ich am stärksten, aber ich wusste, dass er nur nett sein wollte. Doch es funktionierte, ich spielte deswegen vermutlich besser, oder wenn nicht besser, dann wenigstens fröhlicher.

Laufen lag mir eher, und auch darin war Ronan gut. Seine Spezialität war Geländelauf, während ich Kurzstrecken lieber mochte. Und so half mir Ronans Unterstützung, mich in jenen regnerischen Geländelaufstunden durch die schlammigen Felder zu quälen. Kevin Sherry war kein guter Läufer. Ronan und ich waren begeistert, dass es eine körperliche Aktivität gab, bei der wir ihn schlagen konnten. Aber Ronan war Gewinnen eigentlich egal, er liebte einfach die Herausforderung und sein Bestes zu geben. Gewöhnlich kam er als Erster ins Ziel, doch wenn er Zweiter oder Dritter wurde, schien ihn das kein bisschen zu stören.

Dasselbe galt im Unterricht, in den meisten Fächern gehörte er zu den Besten, obwohl er nicht viel zu lernen schien. In Englisch schrieb er einfallsreiche Aufsätze. Er hatte ein gutes Zahlenverständnis. Er liebte Naturwissenschaften, und für mich klang sein Französisch fließend, umso mehr, weil Französisch mein schlechtestes Fach war und ich es mit meinem nordirischen Akzent schwierig zu sprechen fand.

Im dritten Jahr fand eine Skireise nach Bulgarien statt. Ich konnte wegen der Kosten nicht mit, doch war ich nicht überrascht, als

Ronan nach seiner Rückkehr von seinen Schussfahrten die schwierigsten Pisten hinunter erzählte. Er fuhr auch fast jedes Jahr über Weihnachten mit seiner Familie in den Skiurlaub, und ich stellte ihn mir immer dabei vor wie in den alten James-Bond-Filmen, die in den Alpen oder so spielten.

Gab es etwas, das Ronan nicht gut konnte? Vermutlich nicht, er war einfach diese Art Junge, dem alles gelang. Ich habe mich oft gefragt, warum er gerade mit mir befreundet war, denn ich gehörte definitiv nicht zu dieser Art Jungen. Aber Ronan gab mir nie das Gefühl, anders zu sein, weil er derjenige war, der mich als Ersten in die Mannschaft wählte, meine Mathe-Fragen beantwortete, meine Englisch-Aufsätze las und meinte, dass sie wirklich gut wären, mein Laborpartner in Chemie war und im Bus neben mir saß, wenn wir einen Schulausflug zum Planetarium machten, und auf dem Rückweg ein Weltraum-Eis mit mir teilte, der einmal meine Französisch-Hausaufgaben für mich machte und als wir erwischt wurden, mit mir zusammen nachsaß und es niemals unseren Eltern verriet, der mich zum Lachen brachte, mir das Gefühl gab, ein guter Freund zu sein, ein guter Mensch, ein besseres Ich, der mit mir lief und mich dazu brachte, schneller zu laufen, der an diesem letzten Tag im Juni zum Auto seiner Mutter rannte, der verschwand, der niemals zurückkehrte.

Man sagte mir, Ronan würde in der ersten Novemberwoche wieder in die Schule kommen.

Aber das war nicht er.

Wie hätte er das sein können?

Ronan läuft.

Man kann nicht laufen, wenn man im Rollstuhl sitzt. Das war nicht er.

Man hatte mir gesagt, dass er nicht mehr derselbe sein würde wie bei unserem letzten Treffen. Derselbe was? Derselbe er selbst? Wer würde er dann sein?

Wer auch immer an diesem Tag in Mrs O'Neills Klassenzimmer gerollt wurde, er war nicht Ronan. Das wusste ich.

Ronan konnte sprechen.

Das da im Rollstuhl hielt den Kopf ganz schief, sodass die rechte Gesichtshälfte sich in die rechte Schulter knautschte. Sein Blick wanderte wie der eines Babys umher, ohne irgendetwas richtig zu sehen. Sein Mund war schlaff und feucht, die Zunge fuhr über Lippen, die sich spannten und entspannten, während der Kiefer in Kautbewegungen mahlte, sich öffnete und schloss. Es sprach keine Sprache, die ich verstand; ein gebrochenes, schnaufendes Jodeln, das in seiner Kehle gurgelte. Hin und wieder kniff es die Lippen zusammen, und sein Gesicht verzog sich und wurde rot, wie bei einem Baby kurz vorm Heulen, nur dass es nicht heulte, sondern ein Geräusch wie ein Gewichtheber beim Stemmen der Hantel machte. Es stieß zischend Luft durch die geblähten Nasenlöcher aus, die Röte wich aus seinem Gesicht, und bleicher Schnodder tropfte aus seiner Nase auf seine Oberlippe – es machte keine Anstalten, den Schnodder abzuwischen. Die Hände wirkten verkümmert und verkrampft, als könnte es nichts greifen, aber möglicherweise konnte es mit dem Arm ausholen, wenn es wollte. Besser nicht zu nah herangehen.

Nein, das war nicht Ronan.

Man hatte gesagt, er würde mich erkennen, aber wie konnte ich irgendetwas glauben, was mir erzählt wurde, wenn das offensichtlich nicht er war?

Und doch, seine Augen.

Sie richteten sich auf mich.

Und der Mund; er verzog sich zu einem Lächeln.

Lächelte mich an.

Lächelte, weil er mich erkannte.

Und ich?

Ich lächelte nicht zurück.

Ich konnte nicht.

Ich konnte nicht, weil ich ihn erkannte.

Es gibt ein Insekt namens Smaragdwespe. Es sieht den schwarz-gelben Wespen kein bisschen ähnlich. Die Smaragdwespe ist so grün, wie ihr Name besagt. Und giftig. Sie setzt ihr Gift nicht gegen Menschen ein, sondern gegen Kakerlaken.

Beim Angriff injiziert sie als Erstes das Gift in die Vorderbeine der Kakerlake, wodurch diese gelähmt wird, sodass sie nicht weglaufen kann.

Die Kakerlake ist bewegungsunfähig. Phase eins abgeschlossen.

Dann injiziert die Wespe eine zweite Portion Gift in den Kopf und damit ins Gehirn der Kakerlake.

Die Kakerlake kann nicht mehr denken. Phase zwei abgeschlossen.

Aus Gründen, die der Wissenschaft nicht bekannt sind, beginnt die Kakerlake dann, sich stumpfsinnig zu putzen, als wollte sie sich für ihren Gebieter so schön wie möglich machen.

Dann marschiert die Wespe mit der Kakerlake im Gefolge los wie ein Bandleader. Die Kakerlake folgt ihr, weil sie keine eigenen Entscheidungen mehr treffen kann, jetzt nicht und auch nie wieder.

Sie marschieren zur Erdhöhle der Wespe. Dort legt die Wespe ein Ei auf der zombiegleichen Kakerlake ab.

Ein einzelnes Ei.

Die Wespe verlässt die Höhle und schließt die Kakerlake ein. Lebendig begraben.

Wenn die wurmartige Larve schließlich auf dem Körper der gelähmten, doch immer noch lebenden Kakerlake schlüpft, beginnt sie zu fressen. Eine lebende Mahlzeit für das Neugeborene.

Nach etlichen Tagen hat die Larve ihre Mahlzeit beendet und ist praktisch ausgewachsen. Sie gräbt sich aus der Höhle und betritt schimmernd und smaragdgrün die Welt.

Sie hat ein unmittelbares Bedürfnis.

Sie muss tun, wozu sie geboren wurde. Sie muss ihr Lebenswerk vollenden.

Unverzüglich, unbarmherzig und zielstrebig macht sie sich auf die Suche nach einer Kakerlake.

Manchmal, wenn schlimme Dinge passieren, wollen die Menschen nicht darüber sprechen.

Als Granny krank wurde, hat mir niemand davon erzählt, bis man sie ins Krankenhaus brachte.

Die Wahrheit nicht zu kennen, kann Dinge schlimmer machen. Ich habe eine lebhaft Fantasia, wenn ich die Wahrheit nicht kenne, male ich mir das schlimmstmögliche Szenario aus.

»Es war ein Unfall«, war das Einzige, was man mir sagte. Aber ich wusste nicht, was »Unfall« heißen sollte, es konnte alles bedeuten. »Ein Schädel-Hirn-Trauma«, hieß es. Damit konnte ich auch nichts anfangen. Ich wollte einfach die Wahrheit. Was war meinem Freund Ronan zugestoßen?

Wir waren in Mrs O'Neills Sprechzimmer; Ronan in seinem Rollstuhl, Ronans Eltern, Mrs O'Neill und ich. Niemand war ehrlich zu mir. Mr und Mrs McCoy sahen gequält aus, wie sie dort standen. Stumm wie ihr Sohn. Sie taten mir leid. Natürlich wussten sie, was mit Ronan passiert war, aber ich konnte erkennen, dass es zu schmerzhaft für sie war, die Worte herauszupressen. Mrs O'Neill musste es auch wissen, aber sie schwieg.

Ich schaute sie an. Ich bin kein zorniger Mensch, aber jetzt war ich wütend.

»Schon gut«, sagte ich, »Sie müssen mir nicht erzählen, was passiert ist.«

Vielleicht glaubte ich, das würde ihr Schweigen brechen, dass sie die Ungerechtigkeit einsehen und mich in die Wahrheit einweihen würden. Doch nein. Sie nickten, als wäre es richtig, mich auszuschließen. Ich war nur ein Junge, was ging es mich an, welche grauenhaften Dinge meinem einzigen Freund auf der Welt zugestoßen waren?

Die Luft, die durch meine Lippen strömte, brannte wie Feuer:

»Ich will es nicht von Ihnen hören. Ich will es von Ronan hören, und er wird es mir erzählen, wenn er so weit ist.«

Mrs O'Neill zog die Augenbrauen hoch. Ich war doch der Junge, der nie für sich einstand. Ich war der Junge, der der beste Freund von Ronan war. Ronan der Anführer. Ich sein Gefolge. Doch in diesem Moment, in diesem Raum, mit Ronan vor mir und als nichts Sinn ergab, konzentrierte ich mich vollständig auf meinen Freund und nicht auf die Personen, die mir nicht die Wahrheit sagen wollten oder konnten. Ich wusste, was sie dachten. Wie konnte ich mir einbilden, dass dieser Junge, ihr Sohn, Mrs O'Neills Schüler, mein Freund, jemals wieder in der Lage wäre zu sprechen? Doch ich kannte Ronan. Kannte ihn besser als sie. Und Ronan war immer ehrlich zu mir. Er wusste, was ihm zugestoßen war, auch wenn er eine Hirnverletzung hatte, wie sie sagten. Er vertraute mir. Ich vertraute ihm. Wenn mir jemand die Wahrheit sagte, musste er es sein. Er konnte sie mir nur *noch nicht* erzählen.

»Brendan ...«, begann Mrs McCoy.

»Ich warte, egal wie lange es dauert«, sagte ich, ohne den Blick von Ronan zu wenden.

Denn für mich ist jedes einzelne Wort der Geschichte eines Menschen gleichbedeutend mit seinem Herzschlag.

Ich konnte die Szene irgendwann in der Zukunft richtig vor mir sehen. Ich würde Ronan gegenüber sitzen, und er würde mir von der anderen Seite des Zimmers seine Geschichte erzählen. Und Jahre später, in hohem Alter, immer noch beste Freunde, würden wir uns daran erinnern, wie ich niemanden für ihn sprechen ließ, bis er es selbst konnte. Und ich wäre absolut überzeugt, wenn ich an die Jahre zurückdachte, dass ich mit jedem Wort, das Ronan sprach, als er seine Geschichte zum ersten Mal erzählte, den Schlag seines Herzens hören konnte.

»Es ist seine Geschichte«, sagte ich. »Ich will, dass er sie erzählt.«